

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 138.

Posen, den 6. Dezember 1927.

Nr. 138.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das letzte Wort traf im Gegensatz zu der früheren Freundlichkeit wie ein Peitschenhieb, und der Koch erzitterte.

„Jawohl, Käptn,“ antwortete er schüchtern, und der beanstandete Kopf verschwand.

Nach dieser Abfuhr schien die Mannschaft das Interesse an den Vorgängen an Deck verloren zu haben und machte sich wieder an die Arbeit. Mehrere Leute jedoch, die zwischen der Kajüte und der Kombüse herumlungerten — sie schienen keine Seelente zu sein —, sprachen leise weiter miteinander. Wie ich später erfuhr, waren es die Robbenjäger, die sich hoch erhoben über die gewöhnlichen Matrosen fühlten.

„Johansen!“ rief Wolf Larsen. Ein Matrose gehorchte. „Hol' dir Platen und Nadel und näh' den Schuft ein.“

„Was sollen wir ihm an die Füße hängen, Käptn?“ fragte der Mann gleichmütig.

„Wird sich schon finden,“ sagte Wolf Larsen. Dann hob er die Stimme und rief: „Köchlein!“

Thomas Mugridge sprang wie ein Schachtelmännchen aus seiner Kombüse.

„Geh nach unten und füll' einen Sack mit Kohlen.“

„Hat einer von Euch eine Bibel oder ein Gebetbuch, Jungens?“ lautete die nächste Frage, die der Kapitän diesmal an die bei der Luke herumlungierenden Jäger richtete.

Sie schüttelten die Köpfe.

Wolf Larsen stellte die gleiche Frage an die Matrosen. Bibeln und Gebetbücher schienen ein seltener Artikel an Bord zu sein, aber einer der Leute erbot sich, die Frage an die Wache, die sich unten befand, weitergehen zu lassen. Nach einer Minute kam er jedoch mit der Nachricht zurück, daß keines von beiden vorhanden sei.

Der Kapitän zuckte die Achseln. „Vielleicht weiß unser schiffbrüchiger Pastor das Seemannsritual auswendig.“ Bei diesen Worten drehte er sich um und sah mich an. „Sie sind Pastor, nicht wahr?“ fragte er.

Die Jäger drehten sich wie ein Mann um und betrachteten mich. Mein Aussehen verursachte bei ihnen ein schallendes Gelächter, das der Anblick des Toten, der grinsend an Deck ausgestreckt lag, in keiner Weise dämpfte, ein Gelächter, so rauh und barsch wie das Meer selber, aus der Kehle von Männern, die weder Schliff noch Zartgefühl kannten.

Wolf Larsen lachte nicht, wenn seine grauen Augen auch leicht aufleuchteten. Ich war dicht an ihn herangetreten und jetzt erhielt ich, abgesehen von seiner äußeren Erscheinung und seinem Strom von Glühen, den ersten Eindruck von dem Manne. Die bedeutenden, festen Züge verliehen seinem Gesicht trotz der Bierströmtigkeit gute Proportionen. Mund, Kinn, die hohe Stirn, die sich schwer über den Augen wölbte, alles dies, jedes

für sich schon ungewöhnliche Stärke verratend, zeugte zusammen von einer unsagbaren Männlichkeit. Eine solche Seele ließ sich nicht ausloten, nicht ermessen; sie duldete keinen Vergleich.

Die Augen — sie betrachtete ich besonders eingehend — waren groß und schön, weit offen wie die eines wirklichen Künstlers und von dichten schwarzen Brauen überwölbt. Sie waren von jenem veränderlichen Grau, das nie gleichbleibt, wie changierende Seide in der Sonne spielt und zahllose Schattierungen annimmt, die dunkel- und hellgrau und graugrün und manchmal azurblau wie die Tiefsee sein können. Es waren Augen, die die Seele hinter tausend Verkleidungen bargen und die sich nur selten öffneten, um sie unverschleiert auf wunderbare Abenteuer in die Welt fahren zu lassen — Augen, die mit der hoffnungslosen Düsterei eines bleiernen Himmels brüten und wieder Feuerfunken wie von einem geschwungenen Schwert sprühen, die frostig wie eine arktische Landschaft werden und wieder sanft wärmen konnten, und die, intensiv und männlich — lockend und bittend — in feuriger Liebe blitzend, Frauen bezaubern und zugleich beherrschen mochten.

Ich erklärte, daß ich kein Geistlicher sei, also den Gottesdienst bei dem Begräbnis leider nicht übernehmen könne.

„Was für einen Beruf haben Sie denn?“

Ich gestehe, daß man noch nie eine solche Frage an mich gerichtet und daß auch ich selbst noch nie darüber nachgedacht hatte. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und ehe ich mich besonnen hatte, stotterte ich: „Ich — ich bin Gentleman.“

Seine Lippen kräuselten sich zu einem verächtlichen Lächeln.

„Ich habe gearbeitet, ich arbeite wirklich,“ rief ich eifrig, als wäre er mein Richter, der Rechenschaft von mir forderte, während ich mir gleichzeitig ganz klar darüber wurde, wie dumm ich war, überhaupt auf die Frage einzugehen.

„Leben Sie davon?“

So herrisch und gebieterisch wirkte er, daß ich wie ein zitterndes Kind vor dem gestrengen Lehrer da stand.

„Wer unterhält Sie?“ lautete seine nächste Frage.

„Ich bin vermögend,“ antwortete ich und hätte mir im nächsten Augenblick die Zunge abbeißen mögen. „Aber das hat doch alles nichts mit der Angelegenheit zu tun, über die ich mit Ihnen zu sprechen habe.“

Er beachtete meinen Protest nicht.

„Wer hat das Vermögen verdient? Nun? Dacht' ich's doch. Ihr Vater. Sie stehen auf den Füßen eines toten Mannes. Sie selbst haben nie was gehabt. Sie wären nicht imstande, Ihrem hungrigen Magen von einem Sonnenaufgang zum anderen drei Mahlzeiten zu verschaffen. Zeigen Sie mal Ihre Hände!“

Seine entsetzliche schlummernde Kraft muß sich in diesem Augenblick geregt oder ich muß geschlafen haben, denn ehe ich es wußte, war er zwei Schritte vorgetreten, hatte meine rechte Hand gepackt und untersuchte sie. Ich wollte sie zurückziehen, aber seine Finger umschlossen sie, daß ich glaubte, er zermalme sie. Unter solchen Umständen ist es schwer, Würde zu bewahren. Ich konnte

doch nicht wie ein Schuljunge mich winden und zappeln. Und ich konnte auch ein Geschöpf nicht angreifen, das meinen Arm mit einem einzigen Druck zu zerbrechen imstande war. So blieb mir nichts übrig, als stillzuhalten und die Schmach hinzunehmen. Ich hatte Zeit zu beobachten, daß die Taschen des Toten entleert und sein Körper und sein Grinsen dem Blick durch ein Stück Segeltuch entzogen worden waren, dessen Falten Johansen, der Matrose, mit grobem Bindfaden zusammennähte, indem er die Nadel mit einem in seiner Handfläche befestigten Lederwerkzeug durchtrieb.

Wolf Larsen schleuderte meine Hand verächtlich von sich: „Die Hände eines Toten haben die Ihren weich erhalten. Zu nichts nütze als zum Aufwaschen und Rükchenjungendienst.“

„Ich wünsche an Land gesetzt zu werden,“ sagte ich fest, denn ich hatte mich wieder in der Gewalt. „Ich werde Ihnen zahlen, was Sie für Ihre Verspätung und Ihre Mühe verlangen.“

Er sah mich mit einem seltsamen Blick an. Seine Augen leuchteten spöttisch.

„Ich habe Ihnen einen Gegenvorschlag zu machen. Mein Steuermann ist tot, und es ist daher eine ganze Reihe von Beförderungen vorzunehmen. Ein Matrosenjung wird den Platz des Steuermanns einnehmen, der Kajütsjunge wird Matrose und Sie rücken an seine Stelle, unterschreiben einen Kontrakt für die Fahrt und bekommen zwanzig Dollar monatlich und freie Kost. Was meinen Sie dazu? Denken Sie daran, daß es zu Ihrem eigenen Besten ist. Es wird etwas aus Ihnen. Sie lernen vielleicht, auf eigenen Füßen zu stehen und sogar ein bißchen auf ihnen zu laufen.“

Aber ich achtete nicht auf seine Worte. Die Segel eines Fahrzeuges waren sichtbar geworden. Es war ein schöner Anblick, wie es jetzt mit ausgebreiteten Flügeln auf uns zuflieg und augenscheinlich seinen Kurs ganz dicht an uns vorbei nahm. Der Wind hatte plötzlich zugenommen, und die Sonne war hinter den Wolken verschwunden. Die See hatte sich in ein düsteres Bleigrau verwandelt. Wir fuhren schneller und krenkten stärker über. Eine Bö tauchte die Keling ganz unter Wasser, so daß es das Deck überspülte und ein paar von den Jägern veranlaßte, schnell die Beine hochzuziehen.

„Das Schiff fährt bald an uns vorbei,“ sagte ich nach einer kleinen Pause. „Da es uns entgegenkommt, ist anzunehmen, daß es nach San Franzisko will.“

„Sehr wahrscheinlich,“ lautete Wolf Larsens Antwort. Dann wandte er sich halb um und rief: „Köchlein, he, Köchlein!“ Der Koch fuhr aus der Kombüse.

„Wo ist der Junge? Saa' ihm, daß ich ihn brauche.“ „Jawohl, Käptn,“ und Thomas Muiridge eilte nach achtern und verschwand über eine Treppe in der Nähe des Rades. Gleich darauf tauchte er wieder auf, gefolgt von einem kräftigen, finsterblickenden Burschen von achtzehn bis neunzehn Jahren.

Wolf Larsen wandte sich sofort an den Kajütsjungen.

„Wie heißt du, Junge?“

„Georg Leach, Käptn,“ lautete die verdrossene Antwort.

„Das ist ein irischer Name,“ schnappte der Kapitän scharf. „D'Loole oder McCarthy würden besser zu deiner Frage passen.“

Ich sah, wie sich die Hände des Burschen ballten und das Blut ihm zu Kopfe stieg.

„Aber lassen wir das!“ fuhr Wolf Larsen fort. „Du wirst wohl keine Gründe haben, deinen Namen zu vergessen. Du stammst natürlich aus Telegraph Hill. Das verrät deine Frage auf zehn Meilen. Wer hat dich geheuert?“

„McCready u. Swanfon.“

„Käptn!“ donnerte Wolf Larsen.

„McCready u. Swanfon, Käptn,“ verbesserte sich der Junge, und seine Augen schossen Blitze.

„Wer hat den Vorschuß bekriegt?“

„Die Leute, Käptn.“

„Hab' ich mir gedacht. Und du hast dich verflucht gefreut darüber. Konntest gar nicht schnell genug machen, denn es waren wohl verschiedene Herren hinter dir her.“

Jetzt verlor der Junge die Besinnung. Sein Körper krümmte sich wie zum Sprunge, und sein Gesicht glich dem eines knurrenden wilden Tieres. „Das ist . . .“

„Was?“ fragte Wolf Larsen mit merkwürdig sanfter Stimme, als wäre er ungeheuer neugierig auf das nicht ausgesprochene Wort.

Der Junge schwieg und beherrschte sich. „Nichts, Käptn.“

„Wie alt bist du?“

„Sechzehn, Käptn.“

„Du lügst. Du bist wenigstens achtzehn und noch dazu groß für dein Alter. Muskeln wie ein Pferd. Du bist zum Jungmann befördert. Verstanden?“

Ohne eine Antwort des Jungen abzuwarten, wandte sich der Kapitän zu dem Matrosen, der gerade die schauerliche Aufgabe, die Leiche einzunähen, beendet hatte. „Johansen, verstehst du was vom Navigieren?“

„Nein, Käptn.“

„Na, schadet nichts, du bist zum Steuermann befördert. Bring' deine Siebensachen nach achtern in die Steuermannskabine.“

„Jawohl, Käptn,“ lautete die frohe Antwort, und Johansen ging. Der Junge hatte sich unterdessen nicht vom Fleck gerührt.

„Worauf wartest du noch?“ fragte Wolf Larsen.

„Ich hab' mich nicht als Jungmann eintragen lassen, Käptn,“ lautete die Antwort. „Ich bin als Kajütsjunge geheuert und wünsche keine andere Beschäftigung.“

„Paß' deine Sachen zusammen und mach', daß du nach vorn kommst.“

Diesmal war Wolf Larsens Befehl herrisch und durchdringend. Der Junge blickte finster vor sich hin, gehorchte aber nicht.

Da erfolgte wieder ein Ausbruch von Wolf Larsens entsetzlicher Kraft. Ganz unerwartet und von nicht zwei Sekunden Dauer. Er sprang volle sechs Fuß weit über das Deck und jagte seine Faust dem anderen in den Magen. Mir wurde übel, als wäre ich selbst in den Leib getroffen. Der Kajütsjunge — er wog mindestens hundertfünfzig Pfund — klappte zusammen. Sein Körper wurde hochgehoben, beschrieb eine kurze Kurve und fiel kopfüber auf das Deck, wo er liegen blieb und sich in Schmerzen wand.

„Nun?“ fragte Wolf Larsen mich. „Haben Sie sich's überlegt?“

Ich warf einen Blick nach dem sich nähernden Schoner, der jetzt, nur wenige hundert Meter entfernt, dicht vor uns war.

„Was ist das für ein Schiff?“ fragte ich.

„Lokschoner „Ladn Mine“,“ erwiderte Wolf Larsen mit grausamem Lächeln, „geht nach San Franzisko. Wird in fünf bis sechs Stunden dort sein.“

„Wollen Sie ihn bitte anrufen, daß er mich an Land bringt?“

„Tut mir leid, aber mein Signalbuch ist über Bord gefallen,“ meinte er, und die Jäger grinsten.

Ich blickte ihn scharf an. Ich hatte die schreckliche Behandlung des Kajütsjungen mit angesehen und wußte, daß mir höchstwahrscheinlich das gleiche blühte. Die Gedanken wirbelten mir durch den Kopf, und dann tat ich, was ich heute noch für die tapferste Tat meines Lebens halte. Ich lief an die Keling, schwenkte die Arme und schrie:

„Ladn Mine, ahoi! Bringt mich an Land! Tausend Dollar, wenn ihr mich an Land bringt!“

Ich wartete und beobachtete am Rad zwei Männer, von denen der eine steuerte. Der andere hob ein Sprachrohr an die Lippen. Ich wandte nicht den Kopf, obgleich ich jeden Augenblick den tödlichen Schlag von der menschlichen Bestie hinter mir erwartete. Schließlich konnte ich

die Spannung nicht länger ertragen. Ich sah mich um. Er hatte sich nicht vom Fleck gerührt.

„Was gibt es? Ist etwas geschehen?“ So rief der Mann auf der „Lady Mine“.

„Ja,“ schrie ich mit der vollen Kraft meiner Lungen. „Leben oder Tod! Tausend Dollar, wenn ihr mich an Land bringt!“

„Die Gegend bekommt meiner Mannschaft nicht gut,“ rief Wolf Larsen jetzt hinüber. „Der“ — er wies mit dem Daumen auf mich — „glaubt, überall Seeschlangen und Affen zu sehen.“

Der Mann auf der „Lady Mine“ lachte durchs Megaphon. Das Lotsenschiff setzte seinen Kurs fort.

„Laß ihn zum Teufel gehen!“ ertönte der letzte Ruf, und die beiden Männer winkten zum Abschied.

Verzweifelt lehnte ich mich über die Kelling und starrte dem kleinen Schoner nach. Mir war, als sollte mir der Kopf springen.

Als ich mich kurz darauf umwandte, sah ich, wie der Junge schwankend wieder auf die Beine kam. Sein Gesicht war geisterhaft weiß und von unterdrücktem Schmerz verzerrt.

„Na, Death,“ gehst du nun nach vorn?“ fragte Wolf Larsen.

„Jawohl, Käptn,“ antwortete die geduckte Seele.

„Und Sie?“ fragte er mich.

„Ich gebe Ihnen tausend . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Krause „ieht ins Jebirge“.

Eine heitere Modestudie von Karl Ettlinger, München.

Hab' ich neulich im Kino gelacht! Es war aber auch zu komisch: Harald Lloyd geht mit Muster Keaton ins Jebirge! Schon wie die zwei angezogen waren — direkt zum Kugeln! Mir hat der Bauch weh getan, und wenn ich nicht rechtzeitig weggeduckt hätte, hätte man aus meinen Lachtränen einen neuen bayerischen See mitten im Kino anlegen können. Aber nein, was red' ich denn? Es war ja gar nicht im Kino, sondern am Tegenersee, die beiden Komiker hießen nicht Lloyd und Keaton, sondern Herr Müller aus Chemnitz und Herr Krause aus Berlin, und ihre Kostüme waren durchaus ernst gemeint! Irgend ein Konfektionsgeschäft im hohen Norden hatte dem biederen Paar eingeredet, dieses unmögliche Maschiera-Kostüm sei die „Boarische Tracht“, und nun spazierten Müller und Krause in dieser Bekleidung auf der Tegenersee Seepromenade und dachten: „Die Bayern sind doch ein höfliches Volk: wer uns begegnet, lacht uns an! Die Fische im See wadelten mit den Schwänzchen: „So a g'spazige Saison ham ma lang nimma g'häbl“, die einheimische Jugend signalisierte beim Austausch Müllers und Krauses schon von ferne: „Achtung! Die zwoa Spinneten kemmal“, ja eine findige Pensionmutter brachte es sogar fertig, für ihr Balkonzimmer „mit Aussicht auf Herrn Müller und Krause“ zwei Matz mehr zu verlangen.

Es scheinen bei einem Teil der norddeutschen Konfektion höchst irrige Ansichten über die bayerische Tracht zu herrschen, vielleicht sind ihre Zuschneider aus Versehen statt nach Bayern unter die Bibtschi-Infulaner geraten, und deshalb will ich einige Richtlinien für die Anfertigung bayerischer Trachten zum besten geben.

Da ist zunächst die kurze Hose. Kürzer wie ein Damenrock braucht sie nicht zu sein, denn sonst sieht man sie nicht. Man trägt sie aus Hirschleder oder aus Gamsleder (die Gams ist das selbe Tier wie die Gemse), aber weil's jenseits des Maines so wenig Gamsen gibt, kann man diese Hose auch aus Samt fertigen. Am besten ist's, wenn man einen alten Plüschfessel nimmt und zieht ihm weidmännisch die Haut ab. Die Quasten schneide man vorher ab, sonst baumeln sie zwischen den Beinen! Die Hauptsache bei dieser Plüschhose ist, daß sie eine tadellose Bügelfalte hat — auf die Bügelfalte legen die Gebirgswäldchen den allergößten Wert, und ein Jagersbua ohne kippstuppe Bügelfalte würde bestimmt am Kammerlenscher seines „herztaufigen Diarabls“ vergeblich singen: „Kom in den Paal von Sansjouci!“ (Er kann auch singen: „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gezollt“ oder irgend ein anderes bayerisches Volkslied. Das ist dem Holzschicht, das er auf den Kopf kriegt, ganz gleichgültig.)

Aber ich habe ja diese Hose verloren (aus dem Gesichtskreis), also kehren wir wieder zu ihr zurück. Sehr schön macht sich auf diese Plüschhose eine Stickerei, je mehr man draufsticht, um so echter wird sie! Sehr beliebt sind Rosenmuster, Orchideen, Kaktusse — halt so Pflanzen aus der bayerischen Gebirgswelt! Damit keine Farbenverwechslungen entstehen: Der Enzian ist blau, und nach dem zehnten Glas Enzian ist es gewöhnlich auch der Hosenbesitzer. Eine solche urbayerische Plüschhose ist ein kostbares Stück und daher ängstlich vor Flecken zu hüten! Es gibt Lederhosen, die sind so dreckig, als hätte sie schon der Urgroßvater getragen, die sind natürlich unecht! Eine echte Trachtenhose gehört jeden zweiten Tag gewaschen und gebügelt.

Zum Befestigen der Hose bediene man sich eines echten Hosenträgers, dessen Verwendung sehr einfach ist: man knöpft das, was hinten hingehört, vorne hin und umgekehrt. So macht es der Bua Gottlieb Schulze, der Bua Justav Lehmann, der Bua Bauiden Käsebie, und es steht ihnen ausgezeichnet. Die Strippen des Hosenträgers sind durch ein Lederstück verbunden, und da kann man wieder was draufsticken. Am besten einen fernbayerischen Spruch, etwa: „Gollabich, Riferiki“ oder „Bin ich nei a knorte feijer Bua?“, halt so was recht Tiefes aus der bayerischen Volksseele! „Mir lauft der Affe“ eignet sich nicht so gut als Inskrift, es ist zu spezifisch südländisch.

Jetzt kommen die Beine an die Reihe, welche man mit sogenannten Wadlstrümpfen umgibt. Die Wadl ist nicht zu verwechseln mit dem Wadl! Der Wadl ist ein vierbeiniger Hund und beißt, wenn man ihn auslacht, die Wadl wird noch öfters ausgelacht, aber sie beißt nie! Wadlstrümpfe stellt sich die einheimische Bevölkerung her, indem sie von einem Flor- oder Seidenstrumpf oben und unten ein Stück abschneidet. Wenn er am Bein nicht festhält, kann man ihn mit Gummi ankleben! Das Knie bleibt auf diese Weise unbekleidet, worüber sich die Schnalen freuen. Fühlt man sich geschmakt, so schrei man „Zu Hilfe! Eine Kreuzotter hat mir gebissen!“ und gebe sich auf diese Weise als Einheimischer zu erkennen. (Gegen Schlangenbisse hilft ein kräftiger Schnaps, mir hilft er auch ohne Schlange.)

An den Füßen trage man Haferschuhe, oder falls diese mit hohen Absätzen nicht vorrätig sind, bunte Lackschuhe. Auch Schühchen aus oberbayerischem Krokodilleder sind zum Wadlstrumpf sehr apart. Jedoch nehme man auch genagelte Schuhe mit für den Fall, daß man einmal Omnibus fährt.

Wenig Schwierigkeiten bereitet die Poppe, auf bayerisch: Coutaway. Jeder hat doch einen alten Smoting zu Hause oder einen ausgedienten Gehrod — ein paar Hirschknöpfe aus echtem Zelluloid draufgenäht, darunter ein steifes Hemd, Siebtragen, Köllchen, und der Poisl ist fertig! Als Krawatte binde man ein buntes Taschentuch um, es gibt da wunderschöne buntgedruckte, mit dem Königssee, vielleicht ist es auch der Wannsee, man kann's nicht recht erkennen, weil es solche Berge, wie um den See gedruckt sind, höchstens in Kamerun gibt. Manchmal steht auf dem Dückel der treuerzige bayerische Spruch: „Souvenir an Berchtesgaden“. Das sind dann die echt handgewebten — den Fabrikpreis waag' i net! Auf den Kopf gehört ein Hüatel, auf bayerisch: Dedeel, und an den Hut ein Gamsbart. Manche Sommerfrischler tragen einen so großen Gamsbart auf dem Hüatel, daß man denkt, es ist dem Andreas Hofer seiner. Das wirkt unecht, und deshalb stede man lieber eine Frauense der hinauf. Auch echte Spielhahnsfedern sind sehr beliebt und gar nicht schwer zu kriegen. Jeder Godelhahn hat ein paar im Schwanz stecken! Die kann man dann als selbstgeschossen ausgeben! Ja, ja; wenn das Suppenhuhn balzt . . . So, das wäre das wichtigste, was man zu beobachten hat, will man in der Sommerfrische als urechter Bua wirken. Hält man sich auf der Hinreise einige Tage in München auf, dann schnalle man noch einen Rucksack voll vorjähriger Unterwäsche auf den Rücken, nehme einen „Alpenstab“ in die Rechte und gehe in diesem Aufzug beherzt und selbstzufrieden ins Prinzregenten-Theater Man wird Freude erregen.

Kubos Abenteuer.

Slowakisches Märchen von Robert Michel.

Er war unter seinen Schafen aufgewachsen, dieser Kubo. Den ganzen Sommer verbrachte er im Gebirge auf hochgelegenen Weidern und Weiden und kam nie in das Dorf hinunter. Vom Leben im Tal wußte er wenig.

Einmal sollte er die Felder düngen. Sein Vater sagte ihm, er möge bei jenem Felde anfangen, das am Waldbrand laa. Kubo schaffte die geflochtene Schafhürde auf dieses Feld und trieb die Schafe hinein, damit sie schön dücht ihren Dünger festken; und als ein Stüd auf diese Art gesegnet war, schob er die Hürde wieder weiter, und nach einigen Tagen war das ganze Feld so gut mit Schafmist überdeckt, daß darauf das Korn mindestens doppelt so hoch geraten mußte als beim Nachbar. Der Vater kam und rang die Hände: „Kubo, was hast du angestellt?“

„Was denn? Ich habe gedüngt!“

„Gedüngt hast du, aber nicht unser Feld, sondern das Feld des Nachbarn.“

„Ei, wie wäre das möglich?“

„Es ist schon einmal so; und von deinen dummen Fragen wird unser Ader nicht fetter werden!“

„Ich hätte geschworen, daß es unser Feld ist. Aber das tut nichts, Vater. Für jedes Ding gibt es eine Abhilfe und ich werde abhelfen!“

Er rief den kleinen Jungen, der ihm sonst beim Hüten auf der Weide half, und die zwei fahnten das frisch gedüngte Feld des Nachbarn, der eine bei den oberen zwei Zippeln, der andere bei den unteren wie ein Laken; und sie schütteten den ganzen fetten Dünger auf das eigene Feld. Der Vater war zufrieden und Kubo aina in seine Hirtenhütte.

In der Dürre blieb er stehen und schaute sich noch einmal um — was war das aber? Auf dem Felde wuchs Klachs und er wuchs so rasch, wie man es noch nie erlebt hat. Kubo lief zurück, kletterte auf einen der Klachshalme, und wie dieser Halm mit den andern immer rascher emporwuchs, wurde Kubo in kurzer Zeit bis in den Himmel hinaufgehoben. Dort kletterte er von seinem Klachshalm bis zur Himmelstür und trat ein. Er freute sich, der gute Kubo,

daß er nun auf den himmlischen Wiesen Abrahams werde Schafe weiden können. Aber man gab ihm da keine Schafe zu hüten, und etwas anderes hatte er nie gelernt. Es hätte ihm sehr gut gefallen da oben im Himmel, aber so ganz ohne Arbeit begann er sich zu langweilen. Er erinnerte sich an seine Schafe, und am liebsten wäre er gleich wieder zu ihnen hinunter auf die Erde.

Hinauf war er leicht gekommen, aber wie sollte er nun zurück? Dort unten hatte es mittlerweile ein Gewitter gegeben und der ganze Flach hatte sich mehrergelegt. Sollte er hinunterpringen? Das war ihm doch ein bißchen zu tief. Wenn er Flügel hätte! Aber es wuchsen ihm keine. Da suchte er einen Seiler, damit der ihm ein Seil schaffe auf dem man sich hinunterlassen könne. Aber es gab keinen einzigen Seiler im Himmel. Es gab auch nichts, woraus er sich selbst hätte ein Seil drehen können. Er ging bis zur Himmelstür und kratzte sich verlegen hinterm Ohr, denn er wußte wahrhaftig nicht, wie er es anstellen sollte, um auf die Erde zu kommen.

Da erblickte er hinter der Tür ein großes Faß; das war bis zum Rand gefüllt mit trockenem Flach. Aus diesem Flach drehte er sich ein Seil, das zwar bis auf die Erde reichte, aber doch zu dünn war. Er fürchtete, daß es reißen könnte; so nahm er es doppelt und dann ließ er sich flugs hinunter. Er kam zum Ende des Seils, da sah er, es war noch recht weit bis zur Erde. Kurz entschlossen empfahl er seine Seele Gott, drückte die Augen zu und sprang hinunter. Er flog wie ein Engel und fiel wie ein Teufel — ganz tief war er in die Erde geböhrt.

Was war da zu tun? Er lief um die Ecke, holte eine Schaufel, und grub sich aus. Als er endlich frei war, amietete auf, wie einer, der einige Pentner Last vom Buckel hinuntergeworfen hat.

Kurze Zeit darauf wurde Kubo krank. Die alten Weiber berückten alle Kräuter an ihm, aber es war ihm nicht zu helfen. In der Nacht träumte er, daß er sich am Tische einen großen Topf voll Fische und Krebse fangen müsse; wenn er die äße, würde er gesund werden. Es war gerade die Nacht vor dem Johannistag. Am Feiertag darauf nahm er den großen Topf und ging zum Bach. Der war aber zugefroren und wie aus Glas. Er schlug mit dem Topf auf das Eis, um ein Loch durchzuschlagen, aber der Topf ging in Stücke. Da wurde Kubo wütend und packte seinen eigenen Kopf, nahm ihn von den Schultern und hieb mit ihm auf das Eis los. Das Eis gab nach, und er konnte zum Wasser.

Aber wohin sollte er jetzt die Fische und Krebse geben, da der Topf zerbrochen war? Er lief nach Hause, um einen anderen Topf. Unterwegs kam er an einer Scheune vorbei und auf der Tenne drusch der Bauer das Getreide. Wie der Bauer Kubo erblickte, lachte er und rief ihm zu: „Du Narr, wo hast du deinen Kopf gelassen?“

Da erinnerte sich Kubo, daß er keinen Kopf auf dem Hals sitzen hatte, und er kehrte rasch zum Eis zurück. Das Eis war inzwischen in der heißen Sonne geschmolzen, aber den Kopf fand er; indes hatten jedoch Raben den Verstand herausgepickt — wenn jemals einer drin gewesen war!

Blond oder dunkel?

„Gentlemen ziehen Blondinen vor.“ ist durch den Roman von Anita Loos, der nicht sehr wertvoll, aber viel besprochen ist, zu einem Schlagwort geworden. Die neuerdings im Film vorgeführte „schönste Frau der Vereinigten Staaten“ ist auch eine Blondine. Bis in die Politik hinein scheint die Frage: blond oder dunkel? eine Rolle zu spielen. Ein englisches Blatt brachte neulich ein Bild, auf dem Chamberlain und Briand mit einem Lächeln der blonden Frau Germania im Völkerbundsrat Willkommen boten, während die verschmälte rabenschwarze Donna Hispania mit eifersüchtigem Gesichtsausdruck im Hintergrund lauerte.

„Gentlemen ziehen Blondinen vor“ — es ist nicht uninteressant, zu untersuchen, ob dieses Schlagwort jetzt und in früheren Zeiten recht hat.

So lange es eine Weltgeschichte und eine Weltliteratur gibt, sind wir darüber belehrt worden, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen sich bekämpften — wahrscheinlich auch die blonden und die dunklen, genau wie heute auch Pubikopf und Sängerkopf, die emanzipierte und die häusliche Frau sich als Antipoden gegenübersehen. Die Männer haben auch zu allen Zeiten bald blonde, bald dunkle Frauen geliebt, und im Leben manches berühmten Mannes haben die verschiedensten Typen eine Rolle gespielt. So begegnen wir zum Beispiel bei Goethe der blonden und der dunklen Frau in bunter Folge, und auch der für seinen ausserlesenen Geschmack bekannte König Ludwig I. von Bayern liebte Frauen der verschiedensten Typen, wovon man sich heute noch überzeugen kann, wenn man die Gemälde von Stieler betrachtet, der diese Schönheiten für die Nachwelt festgehalten hat. Dort sehen wir die gegensätzlichsten Schönheitsideale nebeneinander: Lola Montez, Marianne Marchesa Florenzi, Helene Seidmahr (eine ganz ländliche Schöne von 16 Jahren), die pikante Catharina Bostari unter anderen. Schon zu Zeiten von Teufel und Thor hatte die blonde Frau den Vorrang. Auch das „wonnige Prinzesschen“ des deutschen Märchens war meistens blond. „Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er küßte sich und gab ihm einen Kuß“, dem blonden Dornröschen.

„Es war einmal eine Königs-Tochter, die hatte Haar wie gesponnenes Gold“ — welches Märchen beginnt nicht so oder ähnlich! Alle guten Keen und edlen Prinzessinnen und führen Valküren waren blond. Sie verführten die Hölle an sich — das

Dunkle fürchtete man, oder man scheute es als etwas Dämonisch-Gebheimnisvolles. Ortrud ist dunkel. Carmen und Mona Lisa sind dunkel — sie verkörpern elementare Naturkräfte, sie scheinen gefährlicher als sie in Wirklichkeit sind — sie sind viellecht nur unerlöst und unverstanden. Soar die Göttinnen waren blond, ob das nun Freia oder Venus war. Alles was Herz und Sinne gewinnen sollte, mußte blond sein, während man das Dunkle, wie etwas Feindliches und Böses fürchtete. Es gibt heute noch erwachsene Menschen, von Kindern gar nicht zu reden, die dunkle Menschen irgendetwas fürchten oder ihnen nicht trauen.

Manche moderne Dichter und Nichtdichter haben allerdings die Blondine als eine langweilige und temperamentlose Frau hingestellt. Man spricht von dem nüchternen uninteressanten, fimmelblonden Gretchen oder Märchen, während man die dunkle Frau wegen ihrer Klasse und ihres Temperaments höher einschätzt.

Zwischen diesen beiden Typen hat noch ein dritter die Gemüter beunruhigt — und das ist die rotthaarige Frau.

Eine Zeitlang war jede „interessante“ Romanheldin, jede „unverstandene Frau“, jede „Grande anoureuse“ der französischen Theaterstücke, in denen die verschiedensten Eheprobleme aufgerollt wurden, immer rotblond kastanienrot, tizianrot mit dem dazu gehörigen blendend weißen Teint. Diese Frauen waren die Repräsentantinnen der Kaffeefrau mit allen Tugenden und Lasten und das Ideal jedes romantisierenden Puffschicks: „So möchte ich auch sein, dann werde ich sicher eine bedeutende Frau.“ war das geheime Begehren manches Pensionatsmädchels. Wenn wir auch heute wissen wie innig die Zusammenhänge zwischen unserm inneren Wesen und seiner Ausprägung in unserer äußeren Gestalt, unserm Gesichtszügen unserer Haltung unserm Gang und unserer Stimme sind, so hat doch wohl noch kein Spezialwissenschaftler den Beweis für irgend einen Zusammenhang von Haarfarbe und Charakter erbracht. Wenn auch die verschiedenen Nationen und Völker den Blonden oder Dunklen den Vorzug gegeben und ihnen diese oder jene Eigenschaften zugeschrieben haben so hat das wohl meistens rein intuitive Gründe, oder auch liegen Gründe vor, die man aus gewissen Kontrastbedürfnissen und Modellen heraus erklären kann. So zum Beispiel, daß sich die Römerinnen blonde Perücken machen ließen, weil plötzlich die Germanen zum wahren Schönheitsideal erhoben worden waren. Es gibt heute Romanen, bei denen die blonde Frau das erstrebenswerteste Ideal ist, während sie bei anderen Romanen als ausgemachte Käuflichkeit gilt.

Daß der Charakter kaum in Zusammenhang mit der Haarfarbe steht beweist wohl die Tatsache, daß nicht etwa alle blonden Frauen mild, hold, sanft, tugendreich, bedeutend oder unbedeutend, und nicht alle dunklen oder schwarzen Frauen rachschichtig, eifersüchtig, laienhaft, interessiert, berüchtigt oder berühmt waren. Also waren zum Beispiel Helena, Diana von Berners, Madame Récamier, Madame de Saviane, die leichtsinnige Lady Hamilton die eitle Kaiserin Eugenie, die vielgepriesene Ninon de Lençois, Kaiserin Katharina II. von Rußland, die ebenso berüchtigt wie berückelt waren, die Frauen, die Tizian und Rubens liebten und in ihrer Kunst verehrt haben. Unter den Dunklen finden wir Frauen wie Sappho, Kleopatra (die wirklich an den Käben der Weltgeschichte mitgesponnen hat), Maria Stuart, George Sand, die schöne Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die beiden Geliebten des Malers Anselm Feuerbach (die wir auf alle seinen Bildern wiederfinden) und die weltbekanntesten Filmsterne Asta Nielsen und Pola Negri, welche letztere die typische Repräsentantin der modernen Brünette ist.

Obgleich bei der Allgemeinheit das Bewußtsein besteht, daß Blondinen bevorzugt sind, geschehen jetzt gerade Reichen und Wunder, die dahin zu deuten sind, daß trotz Anita Loos' Buch und trotz der blonden amerikanischen Schönheitsköniginnen gerade Schwarz zu Ehren kommt, und zwar das ostasiatische, tiefe, blanke Schwarz der Chinesin und Japanerin, das Schwarz, das man auch bei mancher ölgeklärten „russischen Fürstin“ der Nachkriegszeit gesehen hat, wenn sie das Konzertpodium beschritt und die schwarzemuttsollen Lieber ihrer Heimat für russische Emigranten zum Besten gab.

Aber mögen sich schließlich die Männer mit dem schwarz-schwarzen Haar und den abgerundeten blauen Mandelfaugen auseinandersehen, während viele Frauen sich mit Lady Montaigne auf den vernünftigen Standpunkt stellen werden, welche offen und ehrlich bekennen: „Das einzige, was mich tröstet, wenn ich darüber zweifeln bin, als Frau geboren zu sein, das ist, daß ich nie in die Verlegenheit kommen werde, mich mit einer Vertreterin meines eigenen Geschlechts zu verheiraten.“ M. L. Henniger.

Fröhliche Ecke.

Unerwartete Antwort. Der junge Parlamentskandidat machte eine letzte Anstrengung, um den Beifall der Versammlung zu erhalten. „Meine Herren,“ sagte er, „wir müssen etwas ganz Besonderes machen, um diesen Fall voranzubringen. Was brauchen wir dazu?“ Und eine schlagfertige Antwort kam aus den hinteren Reihen: „Einen anderen Kandidaten!“

Sonnenaufgang. Die Gäste auf der Riesengebirgsbaude sind alle zum Sonnenaufgang versammelt. Erhabene Stille ringsum, als sich der Glutball am Horizont zeigt. Bis plötzlich Friedrich Knate aus Berlin O. die Stille unterbricht mit den Worten der Bewunderung: „Donnerwetter. Tatsächlich wie echt feuerwerkslos!“

Verantwortlich: Hauptgeschäftsführer Robert Strauß, Poznań.